

Prolog

Seit vielen Jahren schon war er nicht in den Bergen gewesen, die doch vor seiner Haustür lagen, bei Föhn sogar sichtbar, wie Geister am Horizont. Als Kind hatte er sie gehasst, diese ewigen Bergwanderungen. Um ihn zu ‚motivieren‘ – schon dieses Wort war ihm zuwider gewesen – hatten ihm seine Eltern ein Wanderbuch geschenkt, mit dem er ‚Gipfel sammeln‘ konnte. Gemeint waren damit jene Stempelstationen in den Alpen, wo man sich per Eintrag in seinem Buch sozusagen offiziell bestätigen lassen konnte, dass man an einem bestimmten Tag einen bestimmten Gipfel bestiegen hatte. Er hatte das Buch beim Durchsuchen ihres Schreibtisches gefunden. Er hatte es schon in den Papierkorb geworfen, als ihm eine Idee kam, eine geniale Idee. Das Wanderbuch würde ihm das perfekte Alibi liefern, ein unanfechtbares, todsicheres Alibi. Das musste nur genau geplant werden, exakt geplant, bis ins Detail. Es gab Stempel, da konnte man das Datum selbst einstellen. Er erinnerte sich an eine Wanderung ..., hoffentlich war es dort noch so wie früher ..., das würde man prüfen müssen. Er suchte die alten Wanderkarten heraus, machte Weg- und Zeitpläne, stellte komplizierte Berechnungen an, fertigte Zeichnungen, checkte Parkplätze und Autoverleihfirmen und lief am nächsten Wochenende die Strecke zur Probe ab. Er keuchte und schwitzte; die Beine wollten nicht mehr so recht nach der langen Zeit. Aber ja, so würde es klappen: Der Weg von der Andratschhütte zur Belferhütte dauerte acht Stunden. Wenn er am Samstag hinauf führe zum Belferhorn, die Tour abliefere und die drei Stempel unterwegs auf den Sonntag vordatieren würde, dann könnte er in der Andratschhütte übernachten und dort herumerzählen, er wolle am nächsten Tag früh um 5 Uhr aufstehen, um zum Belfer zu gehen. So gewann er am Sonntag acht Stunden – acht lumpige, lebenswichtige Stunden - und konnte rechtzeitig zurück sein, um mit der Seilbahn zur Belferhütte hinaufzufahren und dort von seiner angeblichen Sonntagswanderung zu berichten. So ein ehrenwertes, rotstrümpfiges Alibi sollte die Polizei erst einmal zu knacken versuchen. Er war sehr zufrieden mit sich.

Kapitel 1: Hanna

Das alte Gitter war ungewöhnlich kunstfertig geschmiedet, dauerhaft und von schlichter Schönheit. Es war ihr schon immer aufgefallen. Sie hätte es sich gern genauer angesehen, das

Gitter und das ganze Haus. Eine kleine Brücke führte von der Straße aus hinüber zu der Haustür mit dem vergitterten Fenster. Das Leben von fünf Menschen wäre anders verlaufen und einer davon hätte vielleicht nicht sterben müssen, wenn sie diese Brücke früher überquert hätte. Aber sie hatte es nicht getan. So oft war sie hier vorbeigekommen, aber sie hatte nie angehalten. Ohne konkreten Anlass verwirklicht man solche vagen Wünsche meist nicht. Jetzt war der Anlass da.

Häuser waren Hannas Leidenschaft. Schon als Fünfjährige hatte sie Grundrisse gezeichnet. In den Häusern ihrer Kindheit konnte sie im Kopf noch immer von Zimmer zu Zimmer gehen und würde sich blind zurechtfinden. Mehrere Bamberger Häuser waren darunter, denn hier war sie aufgewachsen bis zu ihrem zehnten Lebensjahr. Dann wurde ihr Vater an eine Bank in Frankfurt versetzt und die Familie - ihre Eltern, ihre 10 Jahre ältere Schwester, der jüngere Bruder und Hanna - zog in die deutsche Hauptstadt des Kapitals. Doch Hannas Lust an gebauten Räumen blieb ihr erhalten und tobte sich besonders in den Familienurlaube aus, die lange Zeit in der Nähe von Venedig stattfanden. Schon auf der Fahrt dorthin ging sie den anderen auf die Nerven mit ihrem Bedürfnis nach noch einer Kirche und noch einer Burg. „Bitte Papa, halt an. Ganz kurz nur. Ihr könnt ja so lange Kaffee trinken.“ Mindestens ein Tag in jedem Urlaub war Venedig gewidmet. Sie fuhren mit dem Auto nach Punta Sabbioni oder Treporti und von dort per Schiff nach Venedig, Burano, Murano, Torcello. Wenn dann der Campanile auftauchte und die Frage „Ist er es wirklich?“, wenn schließlich die Salutekirche mit ihren großen Ohren jeden Zweifel über die glückliche Ankunft beiseite rollte, stieg eine tiefe Glückseligkeit in Hanna auf: sie war angekommen. Niemals verirrte sie sich mit ihrem Stadtplan in Venedig, nicht ein einziges Mal und der Stolz auf diese ungewöhnliche Fähigkeit machte Venedig zu ihrer Stadt, ihr eigen zum Teil. Es war von vorn herein klar, dass sie Kunstgeschichte studieren würde, in Würzburg zuerst, dann in München. Doch dort trieb sie sich mehr bei den Architekten herum als im Kunsthistorischen Institut, bei Prof. Reitinger vor allem, wo sie lernte, dass Häuser Geschichten bewahren wie Bücher, wenn man sie nur zu lesen versteht. Sie begann eine Doktorarbeit über „Gebäude als Geschichtsdokumente“. Dann lernte sie Paolo kennen, zu Beginn ihres siebten Semesters. Es war die berühmte Liebe auf den ersten Blick. Sie sahen sich an, begannen zu zittern und landeten wenige Stunden später im Bett, das sie in den folgenden Tagen nur noch notgedrungen verließen. Für Hanna sang die ganze Welt. Paolo war Venezianer, aus einer alten venezianischen Familie. Er sah aus wie Donatello David, nur größer. Er würde in zwei Monaten München verlassen, um Kustos eines Museums in Venedig zu werden und, was wichtiger zu sein schien, um das Vermögen der Familie zu verwalten. Und er wollte sie mitnehmen. Hanna fürchtete, die Götter würden nei-

disch werden über soviel Glück. Sie änderte das Thema ihrer Doktorarbeit; sie wollte jetzt den Einfluss Donatellos in Venedig erforschen. Ihr Doktorvater war damit nicht einverstanden, aber Hanna hatte schon immer durchgesetzt, was sie wirklich wollte.

.....

Hanna wurde von einem vorbeieilenden Angestellten zur Chefsekretärin in den ersten Stock geschickt. Diese war offensichtlich im Stress und wies zwischen zwei Telefonaten auf Hannas Frage nach Herrn Ernst nur kurz auf eines der Fenster. „Er macht gerade seine Teepause unten im Hof.“ Sie wollte noch etwas hinzufügen, aber da klingelten zwei Telefone gleichzeitig und sie nickte Hanna nur kurz zu und begann eifrig und effektiv zu notieren.

Hanna blickte aus dem Fenster. Der Fabrikhof lag in der weichen Nachmittagssonne, ein großer lichtdurchfluteter Raum. Und mittendrin saß auf einem Holzstapel der kleine Herr Ernst und trank Tee. Er hatte ein weißes Tuch auf den Brettern vor sich ausgebreitet, darauf stand ein Pappteller mit zwei Scheiben Sandkuchen, eine silbern glänzende Thermoskanne und eine feine weiße Porzellantasse, die er soeben aus einer Serviette gewickelt hatte. Dieses Stilleben mitten zwischen den großen Hallen voller Ziegel, Balken und Arbeitsmaschinen war so verblüffend, dass Hanna noch neugieriger wurde, den kleinen Herrn Ernst kennen zu lernen, als sie es nach Tante Kunigundes Andeutungen ohnehin schon war. Sie fand den Hof ohne Suchen. Es war erstaunlich still dort, eine dichte, vom Geruch warmen Holzes durchdrungene Stille, die durch ein entferntes Hämmern noch vertieft wurde.

Der kleine Herr Ernst war genau wie sein Name: klein, ernst und ein Herr. Als Hanna auf ihn zuing, erhob er sich von seinem Holzstapelsitz. „Karl Ernst“ sagte er mit einer knappen Verbeugung. „Mit wem habe ich die Ehre?“

„Mein Name ist Hanna Tal“, antwortete Hanna wohlherzogen und überzeugt, er hätte ihr in einer anderen Umgebung die Hand geküsst. „Meine Tante, Kunigunde Buchner, lässt Ihnen dies hier übermitteln.“ Sie hielt ihm ihr Mitbringsel hin, amüsiert darüber, wie spontan sich seine Umgangsformen auf ihre Sprache übertrugen. „Und sie lässt schöne Grüße bestellen.“

Einen Augenblick lang sah Herr Ernst sie fassungslos an. Er nahm die Flasche und hielt sie so vorsichtig wie ein kleines Kind. Er schloss kurz die Augen und dann begann langsam die Freude in ihm aufzusteigen. Sein ganzer kleiner, hagerer Körper strahlte vor Freude. Doch die Höflichkeit half ihm auch jetzt, die Fassung zu bewahren. Er wies einladend auf den Holzstapel und fragte: „Darf ich Sie zu einem Tässchen Tee einladen, Fräulein Tal? Ich kann Ihnen meine Tasse anbieten, ich habe sie noch nicht benutzt. Ich finde immer, wirklich gut schmeckt

Tee nur aus feinem Porzellan, nicht wahr?“ Er schraubte die Thermoskanne auf, schenkte Tee in die Tasse für Hanna und für sich in den Deckel der Kanne und reichte ihr den Pappteller mit dem Kuchen, als wäre er ein Silbertablett.

.....

Die ungelinken, bemühten Kinderschriften erinnerten Werner an Bilder von kleinen Mädchen mit langen Zöpfen, mit großen Schleifen im Haar oder auf dem Scheitel gedrehten Haarrollen, wie er sie im Fotoalbum seiner Mutter gesehen hatte. Kleine Mädchen, die sich mit der Zungenspitze auf der Unterlippe bemühten, ihre Buchstaben auf dem Strich, den sie vorher vorsichtig mit dem Lineal gezogen hatten, balancieren zu lassen, bevor sie den Bleistiftstrich wieder wegradierten. Kleine Mädchen, die an Nikolaus und Weihnachten mit schwitzigen Händen Gedichte aufsagten und auf Kindergeburtstagen Blinde Kuh spielten. Kleine Mädchen, für die ein Ausflug zum Bären auf der Altenburg ein aufregendes Abenteuer war...

Werner blätterte weiter. Die Sprüchlein füllten nicht das ganze Buch. Nach ein paar leeren Seiten begann eine Handschrift, die viel älter wirkte:

„Heute ist Marie gestorben meine große Schwester sie war die letzte Verbindung zur Heimat. Sie ist nach dem was die Männer mit ihr gemacht haben nie wieder ganz gesund geworden, jetzt ist sie tot. Ich weine und weine. Irgendwie erinnert mich das an das Bächlein hinter unserem Haus daheim das Bächlein ist meine lebhafteste Erinnerung, es war ganz flach darum durfte ich darin spielen. Und im Sommer ganz warm. Voll heller und dunkler Flecken. An einer Stelle war so eine Mulde da habe ich meine Puppe gebadet so wie mich Mama immer gebadet hat. Aber bei Adda gingen die Arme und Beine ab und sind davongeschwommen. Ich habe geschrien dann hat Marie sie mit dem Kescher unten am Wehr herausgefischt und Papa hat sie wieder angebracht er war gerade auf Heimaturlaub da, es war das letzte Mal, dass ich ihn gesehen habe. Die Arme und Beine von Adda waren danach steif man konnte sie nicht mehr richtig bewegen aber sie war doch wieder heile ich habe sie dann auf der Flucht verloren Adda meine ich.“

.....

Er war schon über ihr, bevor sie richtig wach wurde. Den Bruchteil einer Sekunde glaubte sie, der Schatten sei der Benno aus ihrem Traum. Doch es war nicht Lust, was ihr die Luft nahm. Der Mann, der auf ihren Armen kniete, hatte überhaupt nichts Liebevollens mit ihr vor. In

Hannas Kopf explodierte ein Feuerwerk und ihre Zunge schien ihren ganzen Mund zu füllen, als er keuchend ihren Hals immer fester zudrückte. Es tat qualvoll weh. Ein unerklärlicher Überlebensinstinkt und eine unbewusste Erinnerung an den Karateunterricht veranlassten Hanna, für einen Augenblick ganz still zu liegen, alle ihre verbliebene Energie in ihrem rechten Knie zu sammeln und es dann ihrem Angreifer in den Unterleib zu rammen. Der lockerte mit einem überraschten Schmerzensschrei seinen Griff. In dem Moment rollte sich Hanna mit einem Ruck Richtung Bettkante. Der Mann fiel vor dem Bett auf den Boden. Er schien sich dabei das Knie angeschlagen zu haben, denn er stöhnte kurz auf. Dann sah Hanna einen schwarzen Schatten vor dem helleren Fensterviereck vorbei humpeln und nach einer zähflüssigen winzigen ewigen Zeitspanne hörte sie die Haustür ins Schloss fallen. Noch wagte sie nicht, sich zu bewegen, saß keuchend und sprungbereit in der Dunkelheit auf ihrem Bett, voller Angst, der Albtraum würde zurückkehren.